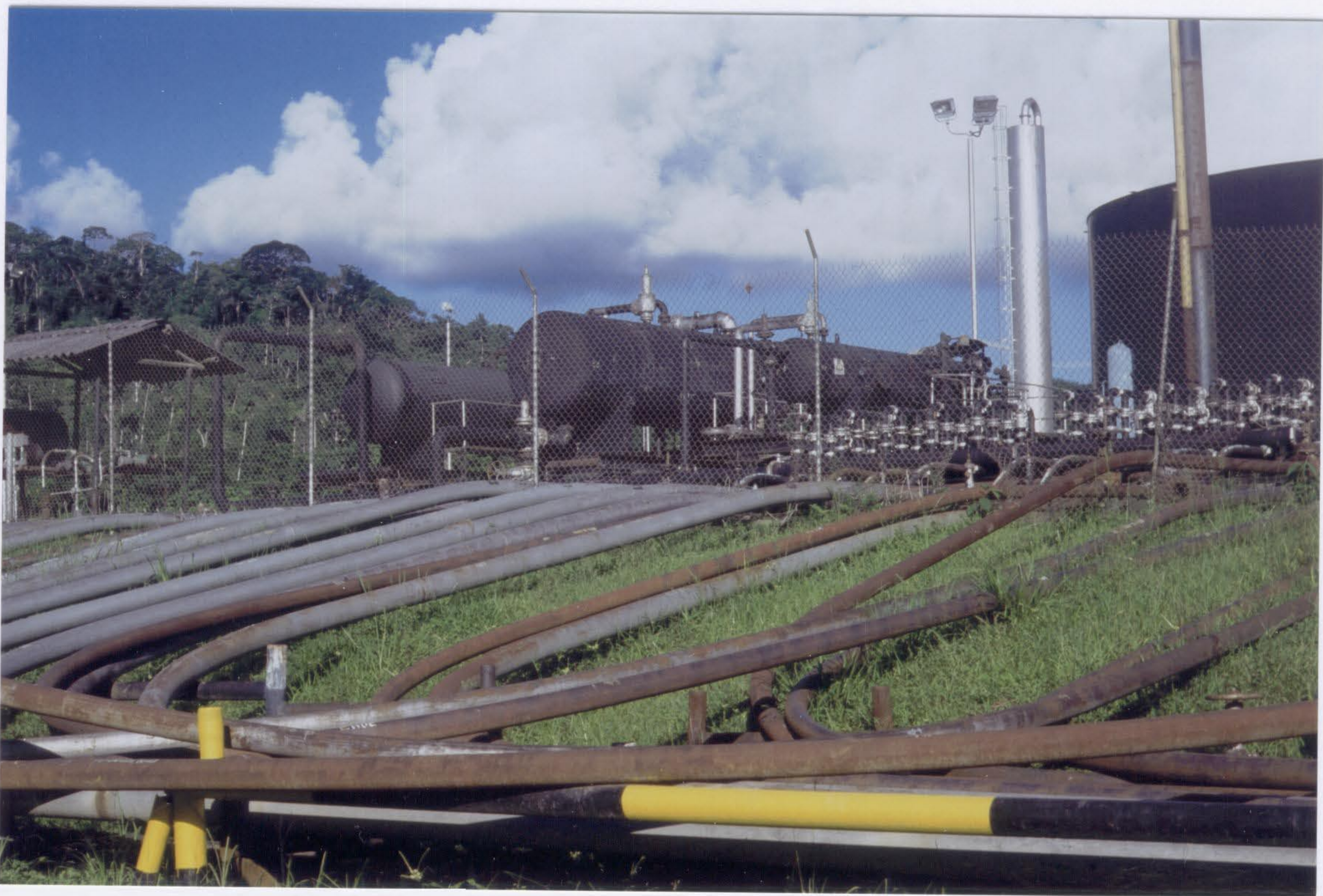


Erdöl

Mit dem Erdölboom, der 1972 mit den größeren Vorkommen begann, war Ecuador nicht länger ein Land, welches vom Export „unrentabler“ Produkte wie Bananen, Kakao und Kaffee lebte, sondern sich in die Volkswirtschaft integrierte. Die Erdölförderung kurbelte die Wirtschaft des Landes an. Die Exporte stiegen von 199 Mio. US Dollar (1971) auf 2.568 Mio. US- Dollar (1981). Das Bruttoinlandprodukt erhöhte sich im gleichen Zeitraum von 1.602 auf 13.946 Mio. US-Dollar. Auch die Struktur der internen Energieversorgung veränderte sich schlagartig. 1970 waren Holz und andere nachwachsende Rohstoffe mit 74,5% die Hauptprimär-Energieträger, 1980 waren es nur noch 8% und heute liegt der Anteil bei weit über 11%.

Durch das Erdöl wurde Ecuador für ausländische Investoren und Banken attraktiv. Dadurch wird dem Amazonasgebiet keine Ruhepause gegönnt. In immer neuen Konzessionsrunden sind mittlerweile 90% des Tieflandes zur Erdölsuche und -förderung vergeben.



Hunderte von Kilometern führen Pipelines durch den Busch. Um die Rohrleitungen besser kontrollieren zu können, werden Herbizide verwendet.



Nach dem Kahlschlag folgt die Brandrodung. Die Natur muß weichen, wenn wirtschaftliche Interessen im Spiel sind. Das reichhaltigste Biotop der Welt wird systematisch vernichtet. Unaufhaltsam stirbt die Tropenwelt.

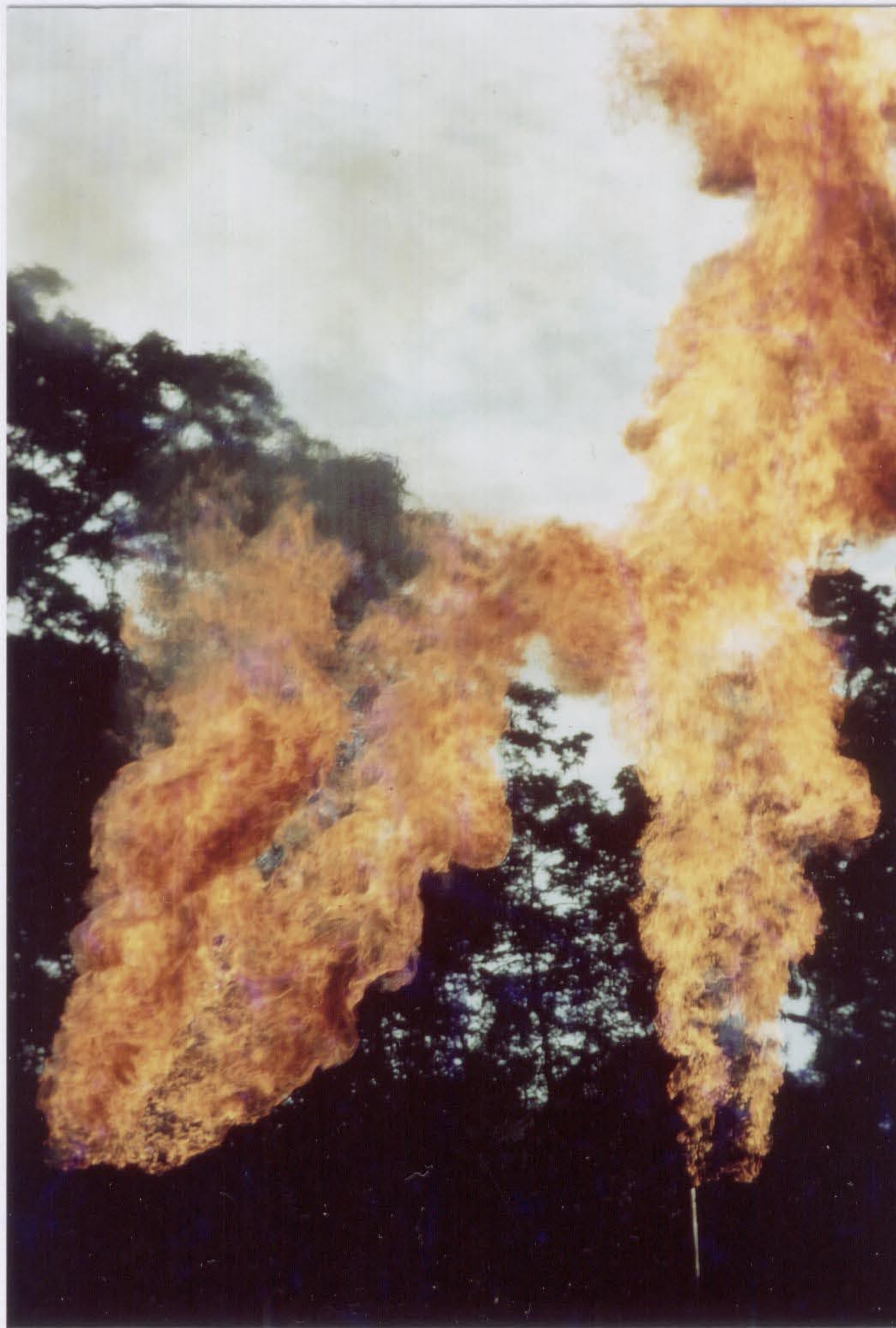


Bagger fressen den Urwaldbaumteppich und fügen ihm schwere, nie wieder gutzumachende Wunden zu. Mit ihm wird die artenreichste Formation unseres Planeten für immer verschwinden.



Die Siedler folgen unkontrolliert den Ölkompagnien.





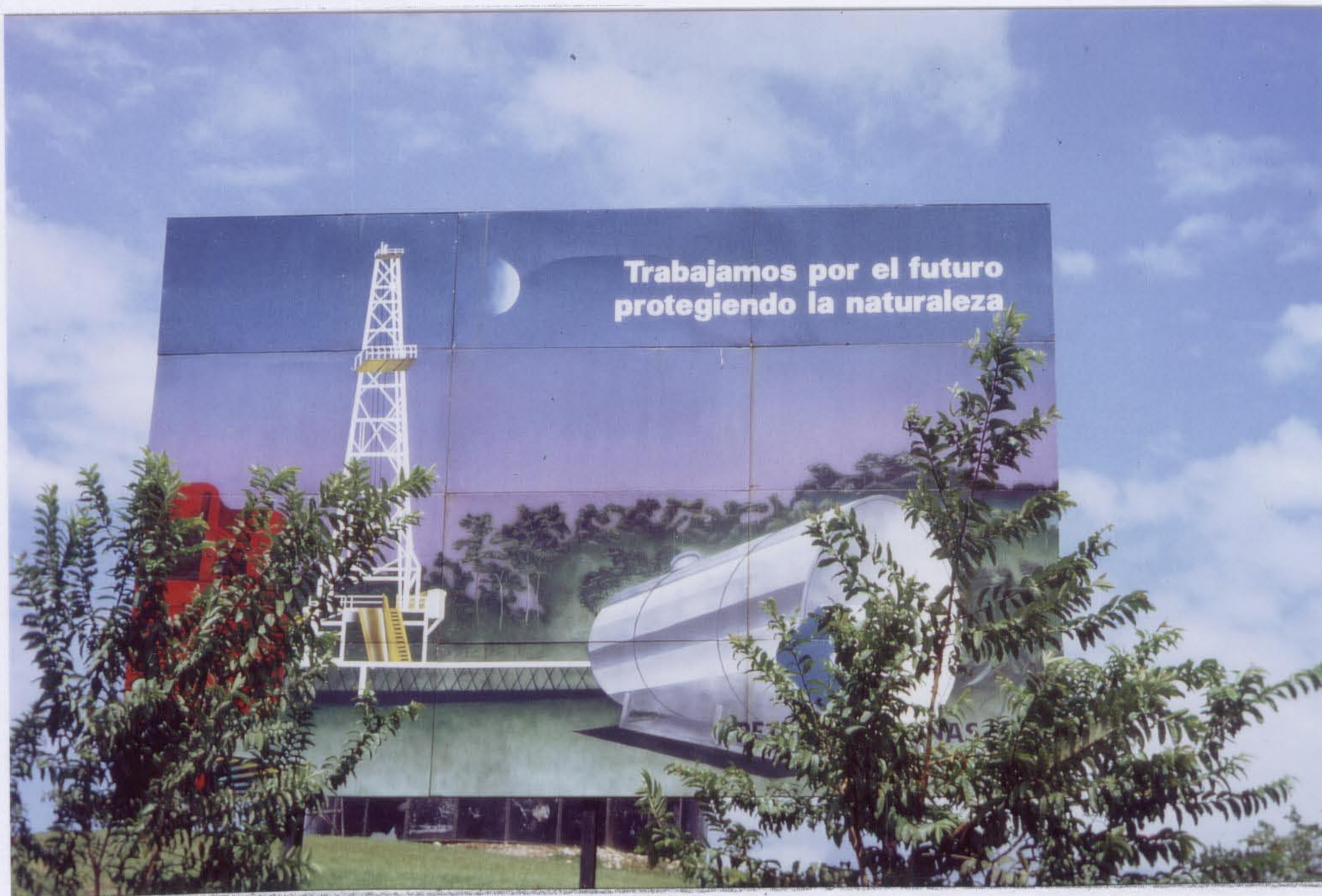
Im westlichen Amazonasbecken wird Erdgas abgefackelt. Myriaden von Insekten werden vom Feuerschein angelockt und damit Opfer dieser Verbrennung.



Ein Rotschildia- Nachtfalter, dessen bunte Flügel an einer Bohrturmflamme versengt wurden. Um jede dieser Brandfackeln häufen sich Nacht für Nacht tausende toter und verstümmelter Insekten.



Ein Bild des Grauens: Wo einst üppige Vegetation war, geht jetzt die Ölpest um. Symbolhaft schwarz spiegelt sich die Natur in großen Ölseen und Ölpfützen wider.



Auf einem Riesenplakat vor Tena lesen wir:
„Wir arbeiten für die Zukunft, die Natur schützend“.

Pedro Chimbo klagt an:

„Ich weiß es von den Huaorani aus Dayuno, daß die Tagaeri wissen, daß man ihnen das Land wegnimmt. Sie erleben, wie die „Trochas“ (die Wege) immer näher zu ihnen an den Rio Cononaco kommen. Sie brennen ihre Hütten ab und ziehen sich weiter ins Innere zurück. Dauernd auf der Flucht vor den Ölkompagnien, verlassen sie ihre Jagdgründe weil sie meinen, man will ihnen etwas wegnehmen. Die Tiere fliehen genau so vor den Ölkompagnien, ziehen woanders hin und erschweren so die Jagd. Durch die starken Außenbordmotoren und Hubschrauberlärm fliehen Vögel und Affen. Ölarbeiter jagen mit Gewehren und schießen ihnen die Tiere ab. Die Versprechungen der Gesellschaften werden nicht gehalten, nicht erfüllt. Gegen die Besetzung ihrer Ländereien sind sie machtlos, dabei waren sie Jahrhunderte hindurch Alleinbesitzer dieser Urwaldgebiete. Die Besiedlung geht einher mit den Ölstraßen, die den Wald durchziehen.

Heute arbeiten viele Huaorani bei den Petroleros. Warum? Den Huaorani bezahlen sie sehr wenig, sie fordern nie ihre Rechte. Die Ölgesellschaft zahlt nicht, wie die Arbeiter bezahlt werden müssen, das richtet sich nach dem Chef der Ölkompagnie. Die Huaorani wissen nichts von den Gesetzen, können nicht lesen, kennen keine Zahlen, und so werden sie oft ihres Geldes beraubt, dazu erhalten sie Schecks, mit denen sie nichts anzufangen wissen. Dabei sind Huaorani sehr gefällig und aufmerksam bei der Arbeit, das weiß auch die Kompagnie. Sie sind wichtig, sie können sofort herausfinden, ob es sich um menschliche oder tierische Laute handelt. Als „WÄCHTER DER ÖLKOMPAGNIE“ lassen die Ölleute die Huaorani nicht arbeiten, sondern nur auf die Umgebung aufpassen. Die Huaorani verständigen sich untereinander durch Tierlaute, und so können die „Wachhabenden“ herausfinden, ob es sich um Huaorani handelt, die angreifen wollen. Sie erkennen sofort frische Spuren, gekreuzte Zweige oder Lanzen im Weg, was „nicht weiter“ bedeutet, sondern Tod.